

Jean Wiersch
Havelreime

Handlung und Figuren dieses Romans entspringen der Phantasie des Autors. Ebenso die Verquickung mit tatsächlichen Ereignissen. Darum sind eventuelle Übereinstimmungen mit lebenden oder verstorbenen Personen zufällig und nicht beabsichtigt.

Originalausgabe November 2018

Alle Rechte vorbehalten,
auch die des auszugsweisen Nachdrucks
und der fotomechanischen Wiedergabe
sowie der Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

© Prolibris Verlag Rolf Wagner, Kassel
Tel.: 0561/766 449 0, Fax: 0561/766 449 29

Titelbild: © Daniel Mikulla, Brandenburg
Kinderfoto © gabrielefusetto - adobe stockfoto
Schriften: Linux Libertine
jr!hand by www.fontframe.com/tepidmonkey
anke print by www.anke-art.de
Druck: Totem, Inowroclaw, Polen

ISBN: 978-3-95475-185-3
www.prolibris-verlag.de

Jean Wiersch

Havelreime

Brandenburg-Krimi

Pro**libris** Verlag

Der Autor

Jean Wiersch, Jahrgang 1963, gehört seit 1994 der Polizei des Landes Brandenburg an. Er lebt mit seiner Frau inmitten der Mark Brandenburg, am Ufer des wunderschönen Beetzsees. In der wasser- und waldreichen Region westlich von Berlin spielen auch seine bislang sechs Kriminalromane, die bereits im Titel einen deutlichen Bezug zu seiner Heimat tragen, der Havel:

Havelwasser, *Havelsymphonie*, *Haveljagd* und *Havelgeister* mit dem Ermittler Andrea Manzetti, *Havelbande* und *Havelgift* mit Jo Barrus und nun *Havelreime*, in dem Manzetti und Barrus gemeinsam einen Fall lösen.

Prolog

Juni 1953

Schwere Wolken bestürmten die Stadt. Sie bedrohten die Straßenzüge, waren Vorboten des nahenden Unwetters. Der Regen peitschte bereits über die Dächer, hinterließ feuchte Kühle. Ein grotesker Juni, der die Menschen hinter Fenster verbannte oder in warme Jacken zwang.

Auch die Frauen in den Hallen des VEB Feinjute trugen ihre Winterpullover, manche hatten sogar Mützen aufgesetzt oder Stirnbänder aus dicker Wolle über die Ohren gezogen. Das half zumindest gegen die kriechende Kälte, nicht aber gegen den dröhnenden Maschinenlärm. Dem war kein Kraut gewachsen.

Arbeitsbedingungen waren das! Wie im Mittelalter. Und trotzdem sollten sie immer mehr schaffen, immer mehr Garn spinnen, immer mehr Stoffe weben. Die Strickmaschinen durften nicht stillstehen, auf gar keinen Fall, egal wie es den Frauen dabei ging.

Sklaverei – das hatten sie gestern in der Frühstückspause einstimmig beschlossen – Sklaverei sei das, was sich hier im Betrieb abspielte. Nicht einmal die Gewerkschaft schien noch auf ihrer Seite zu stehen. »Menschenschinder seid ihr!«, hatte Ingrid dem Gewerkschaftsfunktionär zugerufen. »Nichts weiter als Menschenschinder.« Und alle hatten sie applaudiert. Auch sie, die junge Frau, die Gini genannt wurde, hatte laut- hals Beifall geklatscht.

Und heute? Heute war der Platz an Ingrids Strickmaschine leer. Abgeholt hatten die sie. Mitten in der Nacht. Ohne Worte. Einfach so mitgenommen. Wie damals die Gestapo.

Gini schaute zur Uhr über der großen Eingangstür. Halb elf. Seit sieben streikten die Arbeiter der Bau-Union im Stahl- und Walzwerk. Ein Streik! Unvorstellbar im real existierenden Sozialismus. Aber Hans, der Beifahrer der Spedition Pfaffe, der jeden Morgen die fertigen Garnrollen und Stoffballen des Vortages abholte, der wusste es ganz genau. Er hatte ihn mit eigenen Augen gesehen, den Zug der wütenden Arbeiter. Die Kollegen des Schlepperwerkes und der Volkswerft hatten sich angeschlossen. Eintausend Demonstranten – Wahnsinn!

Doch es gab bereits Festnahmen, hatte Hans hinter vorgehaltener Hand erzählt. Einen Ulli zum Beispiel, den Ulli Tettenborn, den sollen sie bereits eingesperrt haben.

Gini kannte diesen Ulli Tettenborn nicht. Aber was spielte das in diesen Tagen auch schon für eine Rolle? Es war egal, ob man sich kannte. Sie alle, die sie in den Fabriken malochten, waren Gleichgesinnte. Sie alle litten unter demselben Joch, waren gleichermaßen betroffen von der Entscheidung der Parteiführung. Und die war eindeutig. Zehn Prozent mehr! Zehn Prozent! Das stelle man sich mal vor. Und das bis zum 30. Juni, dem 60. Geburtstag von Walter Ulbricht.

Aber jeder wusste, das war nicht zu schaffen. Von niemandem.

Und der Lohn? Der blieb niedrig. Der wuchs nicht mit. Ausbeutung war das, reine Ausbeutung, fand Gini.

Darüber hatten sie sogar gescherzt. Bitter.

»Im Kapitalismus gibt es die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen«, hatte der Gewerkschafter ihnen zugerufen. »Ja, ja«, hatte Ingrids Antwort gelaute. »Und im Sozialismus ist es genau umgekehrt.«

Aber trotz Scherzen blieb es eine Riesensauerei. Und so mussten auch die Arbeiter im Stahlwerk zehn Prozent mehr bringen.

»Darüber haben sie diskutiert«, wusste Hans zu berichten. »Und dem Tettenborn, dem hat das zu lange gedauert, das Diskutieren. Er wollte auf die Sirene drücken, um sie alle aufzufordern, das Werk zu verlassen. Nur kam es nicht so weit. Noch bevor Tettenborns Finger den Knopf berührten, hatte ihn der Werkschutz gepackt.«

Aber nun marschieren sie doch, dachte Gini, und rieb sich erfreut wie ein kleines Kind die Hände und blickte wieder auf die Uhr. Gleich würde es zur nächsten Pause bimmeln und sie würde versuchen, etwas Neues zu erfahren.

Und dann war es endlich so weit. Mit dem Klingeln rannten sie alle zusammen.

»Habt ihr was gehört? Wo sind sie jetzt? Haben sie die Parteizentrale schon erreicht?«

Die Fragen überschlugen sich.

»Man sagt, sie sind zum Amtsgericht unterwegs«, wusste jemand. »Zur Untersuchungshaftanstalt in der Steinstraße. Die Eingangstür sollen sie eingedrückt haben. Und Richter Benkendorff hat nach der Polizei telefoniert.«

Auch Harry Benkendorff kannte Gini nicht persönlich. Nur vom Hörensagen, was kein gutes war. Die Bevölkerung hasste den Richter. Zu hart seine Urteile, viel zu hart. Insbesondere gegen sogenannte Staatsfeinde. Viele Brandenburger hätten Benkendorff in diesen Tagen gerne hängen sehen.

»Sie sind jetzt beim Volkspolizei-Kreisamt«, rief eine der Frauen, die in der Verpackung arbeiteten.

Da überlegte Gini blitzschnell. Die Volkspolizei war hier gleich um die Ecke. Nur ein guter Kilometer.

Und dann rannte sie auch schon los. Vorbei am Pfortner, raus auf die Bauhofstraße, Luckenberger Brücke, Puschkinplatz, Magdeburger Straße.

Nun stand sie vor der aufgebrachten Menge. Ihr Herz schlug wie wild. Ein Anblick, der Gänsehaut auf ihre Arme trieb. Hunderte Menschen drängelten sich vor dem Polizeigebäude. Zumeist Männer. Und fast alle hatten die Fäuste in den Himmel gereckt. So etwas hatte Gini zuletzt vor acht Jahren erlebt. Im Mai 1945. Da rannten Frauen, Kinder und alte Männer durch die Straßen, reckten die Arme in die Luft. »Vorbei! Vorbei! Der Krieg ist vorbei!«, hatten sie gerufen damals.

Als Gini sich dem Polizeigebäude näherte, erkannte sie einzelne Gesichter. Polizisten, die auf der Treppe standen. Jung waren sie, sehr jung. Und sie versuchten, die entfachte Menge zurückzudrängen.

Dann erstarrte Gini. Was macht der denn da, schoss es ihr in den Kopf. Nein! Tu das nicht! Um Himmels willen.

Keine zwanzig Meter von ihr zog ein Polizist seine Waffe und ballerte in die Luft. Was sollte denn das? Hoffte er etwa, so die Menge beruhigen zu können? Fehlanzeige! Die ersten Arbeiter hatten ihre schweren Schuhe schon auf die unterste Treppenstufe gesetzt, und von hinten drückten unerbittlich die anderen nach.

Gini ließ den Polizisten nicht aus den Augen. Auch er war jung. Vielleicht zwanzig. Und er hatte Angst, das stand klar und deutlich in seinem Gesicht. Und aus dieser Angst heraus nahm

er den Arm herunter und schoss ein weiteres Mal. Dieses Mal in die Menge, dieses Mal schoss der Polizist auf Menschen.

Gini zerriss es fast die Brust. Sie begann zu schreien. Neben ihr stürzte ein junger Mann zu Boden. Er schrie nicht, er fiel nur, und er blutete am Kopf. Der Polizist hatte den Mann getroffen!

Da gab es für Gini kein Halten mehr. Sie drängte nach vorn, hin zur Treppe, und immer wieder rief sie: »Mörder, Verbrecher! Los, stürmt das Gebäude! Ihr Scheißverbrecher!«

Als sie an der untersten Stufe angekommen war, schlug sie wie wild um sich. Sie stieß einfach drauf los. »Ihr verdammten Mörder!« Ihre Hände trafen wahllos Uniformen, mit aller Kraft. Endlich war sie an der Tür, drängte weiter, immer weiter, von unbändiger Wut vorangetrieben; griff zu, riss ein Plakat von der Wand und einen Radioapparat zu Boden.

Und dann spürte sie nur noch den harten Schlag. Das Krachen hinten an ihrem Kopf.